

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie man sich den Kampf um ein gutes Hochdeutsch vorstelle, wird gefragt. — Kurz gesagt: vor allem als einen Kampf gegen die Sprachmischung.
 Bern. Otto v. Greherz.

Bücher-Rundschau

Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems.

Friedrich Meinecke: Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890—1901.
 268 Seiten. München und Berlin 1927.

Scheinbar fernher, von seinen staatsrechtlichen und geistesgeschichtlichen Studien kommt Friedrich Meinecke herüber auf das Feld der diplomatischen Geschichte zwischen 1890 und 1914; aber was er geschaffen hat, die „Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890—1901“, trägt alle Züge dieses reinen und hohen Geistes an sich. Eine mustergültige Leistung, aus der goldene Lehren, — sie sind im Buche weniger entwickelt als betätigt, — abgeleitet werden können für jeden, der sich mit neuester Geschichte befaßt. Ich denke hierbei nicht an das, was man gemeinhin Methode nennt, sondern an das Wichtigere einer in freie Höhe erhobenen psychischen Stimmung, in der der Historiker sichtigend und wägend, erkennend und wertend an Dinge herantritt, die sein Herz nicht kalt lassen können. Der Verfasser spürt und bekennt es: *Tua res agitur* (Einleitung, S. 8); um „rein kontemplative Wissenschaft“ kann es sich nicht handeln. „Seien wir ehrlich und gestehen wir es, daß Historie hier in Politik übergeht“. . . Selbst der Frage, wie es seinerzeit hätte besser gemacht werden können, darf man nicht aus dem Wege gehen. Historiker und Politiker, — nicht der Parteipolitiker freilich, sondern der Staatsmann, — sind einander verwandt. „Es ist die eigentliche Aufgabe des politischen Historikers, den Druck der Verantwortung für das Staatsganze, den Zwang der Staatsraison, unter dem der handelnde Staatsmann steht, ganz nachzuerleben. Die Staatsraison muß der Maßstab für alle seine politischen Wünsche sein. Sie ist der gemeinsame Leitstern des Staatsmannes und des politischen Geschichtsschreibers.“ (S. 9.) Patriotismus und Forscherpflicht stoßen sich nicht. „Wahre Vaterlandsliebe und wissenschaftliche Erkenntnis fordern hier ein und dasselbe“ (S. 268): Einsicht durch das Mittel der Wahrhaftigkeit. Durch keinen Hauch ist denn auch in Meineckes Buch die Klarheit des reinen Strebens nach der Wahrheit getrübt. Damit geht diese Geschichtsdarstellung weit über die Bedeutung einer Spezialuntersuchung hinaus. Im übrigen steckt Meinecke das Feld genau ab. Was er geben will, ist die Darstellung einer Folge bestimmt bezogener diplomatischer Vorgänge. Der Gegenstand der englisch-deutschen Allianzbemühungen ist ja freilich so geartet, daß das Ganze des diplomatischen Weltgeschehens in diesem Jahrzehnt aufgerollt werden muß, wenn man das Eine überschauen will. Die dokumentarische Grundlage ist gegeben durch die große deutsche Aktenpublikation („Die Große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914“), erreichbares deutsches und englisches Material ist herangezogen worden, jeder Vorbehalt im Hinblick auf die zu erwartende englische Aktenedition (von der zwei Bände erschienen sind, in Heft 5/6 des Jahrgangs 1927 dieser Zeitschrift besprochen) wird gemacht. Eine sehr wichtige Komponente aber, hier wahrhaft erleuchtend: Der Tiefblick des betrachtenden und urteilenden Historikers.

Meineckes Darstellung folgt den bekannten Tatsachen. 1890 die Lösung des Rückversicherungsvertrages und seither die für die 1890er Jahre typische Situation: Der entstehende russisch-französische Zweibund, der weiterbestehende Dreibund, daneben und dazwischen, in vorläufig freigewählter Isoliertheit, Großbritannien. Noch steht England dem Dreibund nahe, — vertraglich durch die sogenannte Mittelmeerentente mit Österreich und Italien, interessenpolitisch,

da es Rußland in Asien, Frankreich in Ägypten sich gegenübersteht. Dann, als die Belastung der britischen Politik zunahm (China, Sudan, Südafrika), suchte England die Anlehnung an das Deutsche Reich; 1894/95 die ersten tastenden Versuche, dann die drei Aktionen Chamberlains, deren letztes Ziel eine deutsch-englische Allianz war, und von denen wenigstens die erste und die dritte zu eigentlichen Bündnisverhandlungen führten: Im März/April 1898 (vor Fatschoda), im November 1899 (nach den ersten Mißerfolgen im Burenkriege) und im Frühling 1901. Deutschlands mangelndes Entgegenkommen, so stellt sich äußerlich der Verlauf dar, hat die Verhandlungen jeweilen in verhältnismäßig frühen Stadien scheitern lassen.

Über die Gründe der englischen Annäherung, über den Grad der Möglichkeit dauernden deutsch-englischen Einverständnisses, über die Motive der deutschen Ablehnung, über Schuld und Irrtum, über die bange Frage, ob es richtiger Einsicht möglich gewesen wäre, der Weltgeschichte eine andere Wendung zu geben, gehen die Auffassungen auseinander. Meinecke bezieht seine Stellung eindeutig klar: Das englische Bündnis war für Deutschland möglich und wünschbar; darüber hinaus: Es war notwendig. Es war möglich, weil England die Hand bot; die „Kastanientheorie“, an die man an der Wilhelmstraße, besonders im Kabinett des Herrn v. Holstein, glaubte, war (nach Meinecke) nicht stichhaltig; denn ein auf das Zusammengehen mit Deutschland eingestelltes England, das auf Grund dieser Allianz seine von der französischen und russischen Gegnerschaft belastete Politik weitertrieb, konnte nicht Deutschland vorschicken, um es gegebenenfalls aufzuopfern, sondern mußte im eigenen Interesse über Deutschlands Sicherheit wachen. So haben die Kenner des englischen Bodens und der englischen Mentalität, Haffelbdt, Eckardstein, Metternich, argumentiert. Die Allianz war wünschbar, weil sie der deutschen Weltpolitik Rückhalt gab, weil sie den Dreibund (Italien) hielt, weil England mit Japan das Vozgehen Rußlands und Frankreichs erschweren, im äußersten Fall eines Weltkrieges beide wirksam binden und die Mittelmächte entlasten konnte. Man hat sich diesen Einsichten auch in Berlin keineswegs völlig verschlossen. Im Frühling 1901 sind die Verhandlungen so weit gediehen, daß man glaubt, die Allianz bereits mit Händen greifen zu können. Aber es stellte sich Hemmendes in den Weg: Abgesehen von einem geradezu krankhaften Mißtrauen gegen England, das Holstein beherrschte, und das Bülow leichtfertiger teilte, abgesehen von antienglischer Stimmung der öffentlichen Meinung und des Reichstags — eine Reihe von Überlegungen, die politisch schwerer wogen. Mußte man als Englands Freund nicht Rücksichten nehmen, die Entfaltung eigener Weltpolitik und Weltmacht nicht beschränken? Und, wenn das Bündnis, wie es vorgesehen war, englische Hilfe einem durch zwei Gegner angegriffenen Deutschland versprach, fehlte nicht die englische Hilfe, wenn Deutschland nach seinen Dreibundverpflichtungen Österreich beispringen mußte, also gerade im wahrscheinlichsten Fall? Die deutsche Diplomatie hat schließlich 1901 in London die Bedingung gestellt, die Allianz nicht zwischen England und dem Deutschen Reich, sondern zwischen England und dem Dreibund abzuschließen. Als der Partner nicht darauf einging, ließ man an diesem Punkte die Verhandlungen scheitern.

Man ließ sie scheitern, weil man von der unbedingten Notwendigkeit der englischen Allianz in Berlin nicht überzeugt war. Denn, — so stellt sich Meinecke die Sache dar, klarer wohl in der Rückschau als für den mithandelnden Zeitgenossen, — nicht um die Gewinnung eines unbedingt befriedigenden und allseitig vorteilhaften Bündnisses konnte es sich handeln, sondern man war bereits gezwungen, trotz Bedenken und Verzichten, trotz Büden und brüchigen Stellen ein sicheres Vertragsverhältnis zu erreichen, man mußte einen Nothafen sich offen halten.

Wenn man sich die Situation vergegenwärtigt, so sucht man nach einer Formel, in der diese Zwangslage Deutschlands evident gemacht werden kann, und man mag, stark vereinfachend, die Tatsachenkette folgendermaßen sehen: Das in die Weltpolitik eingetretene Reich mußte internationale Versicherungen eingehen, die einzelne Punkte sturmfrei machten und Unterstützung verhießen.

Es war lange denkbar gewesen, sichernde Freundschaft entweder bei England oder bei Rußland zu gewinnen. Aber die russische Anlehnung, dem Empfinden des Herrschers und der Staatsmänner an der Wilhelmstraße zweifellos sympathischer, erwies sich als untunlich, nicht nur wegen des Zweibundverhältnisses zwischen Rußland und Frankreich, sondern weil Deutschlands Anschluß an Rußland den Dreibund zerstört hätte; denn der russisch-österreichische Bultangegensatz war tödlich, Italien aber konnte eine antienglische Schwenkung seines Bundesgenossen nicht mitmachen. Es blieb nur England; England aber brauchte man, und England war zu haben.

Diese Notwendigkeit verkannt zu haben, ist die geschichtliche Schuld, die Meinecke den drei leitenden Männern in Berlin, dem Kaiser, dem Kanzler und dem Herrn v. Holstein, zumißt. Die Einsicht fehlte nicht völlig. Bei Wilhelm II. stellte sie sich dann und wann blickartig ein; er hat indessen wenig Einfluß auf den Gang dieser Angelegenheiten gehabt, war nicht einmal ausreichend informiert, da man Ursache hatte, das kaiserliche Temperament zu fürchten. Holstein, dieser unheimliche Mann, der aber doch in jedem Augenblick ernst zu nehmen ist, stand 1901 einem Durchbruch und einer Wendung nach England hin nahe. Am schwersten belastet erscheint Bülow. Allzu lange glaubte er die Politik der freien Hand weiterführen zu können; allzu leicht hin erklärte er: Die Zeit läuft für uns; allzu sicher zählte er darauf, daß England immer noch zu haben sein werde, da ein Ausgleich zwischen England und Frankreich, gar zwischen England und Rußland ausgeschlossen erscheine. Vielleicht ist in den ganzen Gedankengang der diplomatischen Leiter und Bülows insbesondere ein Motiv stärker bestimmend einzustellen, als Meinecke es tut: Das Vertrauen in die eigenen militärischen Machtmittel, der Glaube an das Heer und an die Zukunftsmacht der Flotte, der Glaube, daß die Bündnisfähigkeit eines Staates mit dem Grad seiner Kriegsbereitschaft proportional gehe.

Die Verhandlungen von 1901 führten zu keinem Abkommen. Darauf vollzog England 1904 den Ausgleich mit Frankreich, 1907 denjenigen mit Rußland. Es stand seither, — ungebunden zwar, — beim Zweiverband. Die „Einkreisung“ hatte begonnen. Man sieht den Weg des Schicksals entlang.

Bern

Werner R ä f

Aus dem Briefwechsel des Grafen von Waldersee.

Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarshalls Alfred Grafen von Waldersee. I. Bd. 1886—91. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1928. 446 S.

Haben schon die vor einigen Jahren erschienenen Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarshalls von Waldersee einen tiefen Einblick in die deutschen Zustände in den letzten Lebensjahren Kaiser Wilhelms I. und in die Anfänge Wilhelms II. geboten, so gilt das für diesen Briefwechsel noch in erhöhtem Maße. Der vorliegende Band umfaßt die Zeit, da Waldersee den Generalstab leitete, also im Mittelpunkt des gesamten militärischen Geschehens stand. Bei dem äußerst regen politischen Interesse Waldersees kommen jedoch auch sehr viele andere Dinge zur Sprache. Von allen Seiten gehen die Berichte ein. Da sind hochgestellte Militärs und Politiker in Deutschland, da finden sich deutsche Vertreter und vor allem die Militärattachés im Ausland. Eine Unmasse von Nachrichten ist allein durch diesen privaten Briefwechsel in die Hand des Generalstabschefs gekommen. Und es sind nicht etwa belanglose Dinge, die in diesen Jahren stärkster politischer Spannung gemeldet werden. Auf der einen Seite muß man ständig auf eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Frankreich gefaßt sein, wo gerade Boulanger an der Arbeit ist. Auf der andern Seite droht stets Gefahr von Rußland, das eben seine großen Rüstungen an der Westgrenze durchführt. Zwischen durch laufen die Verhandlungen mit Italien wegen der militärischen Unterstützung. Gerade die italienischen Verhältnisse werden durch die zahlreichen Berichte des Militärattachés in Rom, von Engelbrecht, scharf beleuchtet. Aber die irredentistischen Bestrebungen weiß der Offizier zahlreiche

interessante Einzelheiten zu melden. Diese Teile sind für die Schweiz auch jetzt noch lehrreich.

Sonst werden nicht viele Dinge gestreift, die für uns von unmittelbarem Interesse sind. Nur einmal spielt die Schweiz in den Briefen eine größere Rolle, in der Zeit des Wohlgemuthandels. Da sei besonders auf den Brief des Großherzogs Friedrich I. von Baden (S. 296) hingewiesen, der beweist, welch aufrichtige Freundschaft der badische Nachbar für die Schweiz hegte. Er schickte ja eigens einen Offizier nach Berlin zu Waldersee, um dessen Einfluß für die Mäßigung in diesem Konflikt aufzubieten! Einmal erhielt Waldersee von Prof. Giltz in Bern auch eine Broschüre über die Neutralität der Schweiz zugestellt. Er bemerkte dazu: „Über die wichtigsten Theorien der Gelehrten gehen die Tatsachen hinweg!“

S e k t o r A m m a n n.

Literatur und Geisteswissenschaft.

Gustav Egli: G. F. A. Hoffmann, Ewigkeit und Endlichkeit in seinem Werk; Drell Füßli, Verlag, 1927, 165 S.

Hoffmanns Persönlichkeit und Wirken birgt manche Rätsel. An ihrer Aufhellung beteiligt sich der vorliegende 2. Band der von Prof. Ermatinger herausgegebenen Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft mit vielem Erfolg. Egli fährt schweres Geschütz auf. Er sucht eine zeitlose Schöpfergestalt zu zeichnen, in deren Werk sich die tiefste Erkenntnis, der lebendigste Glaube zum umfassenden Gemälde des Kosmos zusammengeschlossen habe. Die philosophische Gründlichkeit seiner Untersuchung wird die meisten der zahllosen Leser Hoffmanns überraschen, nämlich alle jene, die seine Dichtungen bisher zur Unterhaltung lasen, ohne viel nach tieferen Zusammenhängen zu fragen. Der Gegenpol dieser Oberflächlichen ist G. Egli. Auch wir suchten in Hoffmann nicht nur den spannenden Erzähler; wir könnten uns denken, daß er z. B. psychoanalytisch beleuchtet oder etwa vom Standpunkt der romantischen Ironie aus betrachtet oder mit neueren Nacht- und Grabsdichtern wie Poe, Villiers, Strobl verglichen würde; wir würden ferner in ihm den Vorahnen eines Gesamtkunstwerks geschildert haben. Als solchen tönt ihn Egli kaum an; wohl nennt er Bruckner und mit ihm im gleichen Atemzug auch noch Kleist, Raabe und sonderbarerweise R. F. Meyer. Egli faßt H. vor allem in seinen Beziehungen zur Philosophie. Dabei scheint ihm die Problemstellung seiner Arbeit oft Hauptzweck geworden zu sein. So schreibt er etwa: „Es erhebt sich die Frage, deren Beantwortung für die Abgrenzung des Werkes gegenüber Schelling von höchster Bedeutung ist: Dachte sich H. diesen Dämon im Sinne der christlichen Tradition als gefallenen Engel, d. h. als sündlich von sich selber abgefallenes Göttliches im Sinne der Naturphilosophie, oder als urböses Prinzip schlechthin, das Gott von Ewigkeit her dualistisch gegenüberstand? Das Problem wird vom Dichter selbst im ganzen Werke nirgends aufgerollt.“ — So und in ähnlicher Weise geht Egli den „Elizieren des Teufels“, dem „Goldenen Topf“ u. s. w. zu Leibe. Wir fürchten, Goethe, der H. nicht schätzte, hätte sich über so viel zu seiner Erklärung angewandten Tiefsinn verwundert. Hoffmann selbst hätte bestimmt zugegeben, daß Hr. Egli ihm viele verborgene Beziehungen seiner Werke zur zeitgenössischen Philosophie erst enthüllt habe und daß ihm zum Serapionsbruder wenig fehlte, wenn nur sein Humor mit seinem Wissen Schritt hielte. Sehr dankenswert ist das Literaturverzeichnis, dem nur vorzuwerfen wäre, daß es zwar einige Werke nennt, die H. mit keinem Wort erwähnen, während anderseits anregende Betrachtungen des Dichters — so das Hoffmann-Büchlein H. v. Wolzogens — nicht aufgeführt sind. Ohne Rückhalt sei dagegen anerkannt, wie Egli den ewigen Kampf zwischen Sinnlichkeit und Jenseitssehnsucht in Hoffmanns Leben und Werken nachweist und herausarbeitet. Damit wirft er auf die meisten Dichtungen neue Schlaglichter. Wir freuen uns darüber, daß ein Schweizer die philosophischen Fragen bei H. so gründlich aufgeklärt hat; vielleicht wird Egli uns auch noch andere

Probleme beleuchten und einmal die Gesamterscheinung des großen Romantikers schildern.

Carl Alfons Meher.

* * *

Zu den allen Reisenden bekannten Gemälden in Rom gehört das als Bildnis der **Beatrice Cenci** bezeichnete der Galleria Barberini. Es ist ein sehr lieblicher Kopf einer ganz jungen Frau, beinahe noch eines Mädchens, mit einem schwärmerischen, etwas traurigen Blick. Daß diese Zuweisung nicht richtig ist, hat nun **Corrado Ricci** in einem umfangreichen Werke im Jahre 1921 dargetan, nachdem er die Straftaten jener römischen Patrizier Tochter aufgefunden hatte, die am 11. September 1599 auf dem Richtplatz bei der Engelsbrücke wegen Teilnahme an der Ermordung ihres Vaters mit dem Beile hingerichtet worden war. Die Geschichte dieses Mordes und des deswegen erfolgten Strafverfahrens hat der gleiche Verfasser in einem handlichen Bande dargestellt, in deutscher Übersetzung, mit 25 Abbildungen, bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen. Ein Mordfall, wie ihn der alte Pitaval ausgezeichnet zu erzählen wußte; aber auch spätere, wie Feuerbach, und gerade in unsern Tagen, verstehen sich darauf. Ein grauenhaftes Verbrechen wird einem vorgeführt, aber die Sachlichkeit und Ruhe des Urteils, bei aller Teilnahme für die Hauptunglückliche, eben die Beatrice Cenci, und die Kunst des Erzählens machen das Buch zu einer nicht abstoßenden, eindrucksvollen Lektüre, die zu mancherlei Betrachtungen anregt. Davon sei erwähnt, daß das Strafverfahren außerordentlich gründlich und sorgfältig geführt worden ist. Das bezeugen vor allem, in den über fünftausend Seiten zählenden Aktenstößen, die Protokolle über die Verhöre mit den Angeklagten; außer Beatrice waren zwei ihrer Brüder und ihre Stiefmutter an dem Morde beteiligt und angeklagt. Abgesehen von der Folter, welcher die beiden Frauen auch unterworfen wurden, als sie trotz aller Beweise fortfuhren zu leugnen, war die Behandlung der Gefangenen nicht unmenschlich. Entsetzlich dann freilich die grausame Keulung des ältern Bruders als verschärfte Todesstrafe. Merkwürdig ist ferner, daß die rohen Mißhandlungen der Tochter durch ihren Vater und dessen ganzes unedles, die Seinen bis auf das Blut peinigendes Verhalten gar keinen Einfluß auf den Richterspruch, der in letzter Linie beim Papst lag, hatte. Gegenüber dem Vatern- und Vaternmorde gab es keine Entschuldigungen. Das Volk, das bei der Hinrichtung in Scharen anwesend war und vor Mitleid aufschrie, hatte keine Kraft, durch eigenes Handeln der furchtbaren Härte, ja Grausamkeit des Urteils Einhalt zu gebieten. G. B.



Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Bauer:** Rassenhygiene; Quelle & Meher, Leipzig.
Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre; Lehmann, München.
Bérard, Victor: Genève, La France et la Suisse; 4 Bde.; Armand Colin, Paris, 1928; fr. Fr. 200.
Egli, Gustav: E. L. A. Hoffmann; Drell Füßli, Zürich.
Galsfeld: Amerika und der Amerikanismus; Diederichs, Jena.
Lewis, Sinclair: Babbitt; Wolff, München.
Meincke, Friedrich: Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems; Oldenbourg, München.
Ricci, Corrado: Beatrice Cenci; J. Hoffmann, Stuttgart.
Robertson, William: Soldaten und Staatsmänner 1914—1918; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.
Tillisch: Das Dämonische; Mohr, Tübingen.
Waldersee, Graf v.: Aus dem Briefwechsel; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.



Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Gerhard Boerlin, Appellationsgerichtspräsident, Basel. — Dr. Bruno Pfister, Nationalrat, Sekretär des kaufmännischen Direktoriums, St. Gallen. — Dr. A. Pütz, Journalist, Paris. — Max Dehslin, Forstmeister, Altdorf. — Erich Brod, Schriftsteller, München. — Prof. Dr. Josef Reinhart, Schriftsteller, Solothurn. — Dr. Hector Ammann, Aarau. — Dr. J. Rilenmann, Kantonsbibliothekar, Frauenfeld. — Prof. Dr. Otto v. Greperz, Bern. — Prof. Dr. Werner Räf, Bern. — Karl Alfons Meyer, Kilchberg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstrasse 66. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie. Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Neu-Eingänge von Büchern:

- Bornhausen, Karl: Die Offenbarung; Quelle & Meyer, Leipzig, 1928; 283 S.
- Duhamel, Georges: Das neue Moskau; Rotapfelverlag, Zürich, 1928; 147 S.; Fr. 4.50.
- Eidgen. Oberzolldirektion: Schweiz. Handelsstatistik, Jahresbericht 1926; Benteli, Bern, 1927.
- Gedenkschrift zur Vierjahrhundertfeier der Bernischen Kirchenreformation; Bd. I, 404 S.; Fr. 12; Bd. III: La Reformation dans le Jura Bernois; 172 S.; Fr. 5; Verlag Grunau, Bern, 1928.
- Gellinger, Max: Träume zwischen Blüten, Gedichte; Münster-Presse, Zürich, 1928.
- Gfeller, Simon: Steinige Wege; Francke, Bern, 1928; 240 S.; Fr. 6.50.
- Gaushofer, Obst, Lautensach, Maull: Bausteine zur Geopolitik; Bowinckel, Berlin, 1928; 348 S.
- Interparlamentarische Union: Die gegenwärtige Entwicklung des repräsentativen Systems; Payot, Lausanne, 1928; 106 S.
- Krieff, Hans: Sinclair Lewis; Huber, Frauenfeld, 1928; 217 S.; Fr. 6.50.
- Landmann, Julius: Die Agrarpolitik des schweizerischen Industriestaates; Fischer, Jena, 1928; 128 S.; M. 4.
- Meier, John: Deutsche Volkskunde; de Gruyter, Berlin; 344 S.; M. 10.
- Michels, Robert: Die Verelendungs-Theorie; Kröner, Leipzig, 1928; 254 S.
- Schröder, August: Kritische Studien zu den Gedichten C. F. Meyers; Paul Gehler, Köln, 1928; 207 S.
- Schüding, Levin: Luther in Rom, Roman; Paul Müller, München, 1928; 509 S.; M. 6.50.
- Stiddeberger, Emanuel: Reformation, Ein Heldenbuch; Grethlein, Zürich, 1928; 340 S.; Fr. 9.50.